

Ortlieb, Heinz-Dietrich

Article — Digitized Version

Theorie und Praxis: Zur Problematik der angewandten Wirtschaft- und Sozialwissenschaften in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft

Wirtschaftsdienst

Suggested Citation: Ortlieb, Heinz-Dietrich (1965) : Theorie und Praxis: Zur Problematik der angewandten Wirtschaft- und Sozialwissenschaften in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft, Wirtschaftsdienst, ISSN 0043-6275, Verlag Weltarchiv, Hamburg, Vol. 45, Iss. 9, pp. 467-474

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/133521>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Theorie und Praxis

Zur Problematik der angewandten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft

Heinz-Dietrich Ortlieb, Hamburg

Seinem Lehrer Albert von Mühlenfels zum 70. Geburtstag am 2. 8. 1965 gewidmet

Wir drucken im folgenden die Antrittsvorlesung ab, die der Verfasser am 20. Juli 1965 an der Universität Hamburg gehalten hat. Auf Grund des Anlasses des Vortrages sind Kritik und Gedankenführung mehr auf die Belange der Wissenschaft als die der Praxis abgestellt. Allerdings ist — wie aus dem Vortrag zu entnehmen — dies nicht der einzige Grund, weshalb der Verfasser stärker mit der Wissenschaft als mit der Praxis ins Gericht geht. — Um die Unmittelbarkeit der Wirkung nicht zu beeinträchtigen, ist am Sprachstil des Vortrages wenig geändert worden.

VORBEMERKUNG

Wie es Joseph Schumpeter einmal formulierte, hat eine „Antrittsvorlesung, die ja zur Kleiderordnung des akademischen Lebens in Deutschland gehört“, die besondere Funktion, „den Zustand und die ex visu des Vortragenden gesehene Zukunftschance seines Wissensgebietes“ darzulegen. Da ich als Leiter des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs mit meinem Lehrstuhl in meiner Fakultät das Fach „Volkswirtschaftslehre“ als angewandte Wirtschafts- und Sozialwissenschaft vertrete, liegt es für mich nahe, in meiner Antrittsvorlesung über ein Thema zu sprechen, mit dem auseinanderzusetzen gewissermaßen zum täglichen Brot meines neuen Amtes gehört: nämlich über das wechselseitige Verhältnis zwischen sozialökonomischer Wissenschaft und Praxis. Es versteht sich von selbst, daß darin die Zukunftschance meines Wissensgebietes und mehr noch meines Aufgabenbereiches eingeschlossen liegt.

Für einen Sozialökonom bedarf es wohl keiner Betonung, daß die Mißverständnisse und Verständigungsschwierigkeiten, zu denen es in den Beziehungen zwischen Theorie und Praxis, zwischen wissenschaftlicher Wahrheitsbemühung und praktischer Orientierung und Entscheidung des sogenannten gesunden Menschenverstandes in Wirtschaft und Politik immer wieder kommt und um deren Klarlegung man sich im allseitigen Interesse immer wieder bemühen muß, nur von der Grundproblematik unserer modernen Wirtschaftsgesellschaft aus zureichend verständlich gemacht werden können. Daneben dürfen auch die menschlichen Unzulänglichkeiten, wie sie die täglichen Erfahrungen auf beiden Seiten zeigen, in der Darstellung nicht zu

kurz kommen. Ich kann nur hoffen, daß meine diesbezügliche Kritik auf alle Betroffenen gerecht verteilt wird. Dabei bedarf es eigentlich keines besonderen Hinweises, daß ich als Wissenschaftler aus verschiedenen noch darzulegenden Gründen die Selbstkritik besonders ernst nehmen muß.

Die Schwierigkeiten, in unserer Fach- und Sachwelt zu einem richtigen Verhältnis zwischen Theorie und Praxis zu kommen, möchte ich vorweg ganz allgemein dreifach kennzeichnen:

Einmal geht es dabei um unterschiedliche Auffassungen über Aufgabe und Funktion unserer Wissenschaft. Die Spannweite dieser Meinungsdivergenz mag durch folgende extreme Standpunkte gekennzeichnet werden. Da ist einerseits die Auffassung vieler Praktiker, die Wissenschaft habe jederzeit, ausschließlich und unmittelbar der Praxis zu dienen, und soweit sie es nicht tue, sei sie überflüssig und kaum förderungswert. Und da ist andererseits der Standpunkt mancher Wissenschaftler, welche die Freiheit der Wissenschaft darin erblicken, die Wahrheitsfindung und die für diesen Zweck erforderliche wissenschaftliche Werkzeugmacherei als reinen Selbstzweck, wenn nicht gar als eine Art intellektueller Artistik allein zum persönlichen Vergnügen des Wissenschaftlers zu betreiben. Damit zusammenhängend geht es zweitens um mangelhafte Vorstellungen in der Praxis (und manchmal auch in der Wissenschaft) von den Möglichkeiten, die unserer Wissenschaft bei ihren Bemühungen um die Wahrheitsfindung gegeben sind, und von den methodischen Notwendigkeiten, auf die sie dabei Rücksicht nehmen muß. Und drittens handelt es sich, aus den beiden ersten Problemkreisen erwachsend, um die Problematik des Vorstellungsbildes

von unserer Wissenschaft, um die Problematik ihres Image, die darin liegt, daß positive oder negative Voreingenommenheiten von meist sachlich undifferenzierter Art zu Schwierigkeiten im Kontakt und in der Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis führen müssen.

Gemäß dieser dreifachen Kennzeichnung möchte ich nacheinander *erstens* von der „Aufgabe und Funktion“, *zweitens* von den „Möglichkeiten und Grenzen“ und *drittens* von „Sozialprestige und Legende“ der Wissenschaft in unserer Gesellschaft sprechen. Dabei werden wir sehen, daß alle drei Problemkreise aus der Eigenart unserer modernen Wirtschaftsgesellschaft und Gesellschaftswirtschaft und aus der Rolle, welche die Wissenschaft in ihr spielt, erwachsen, ja, daß es sich z. T. nur um drei verschiedene Aspekte ein und desselben Dilemmas handelt. Es wird daher zunächst die Eigenart dieser Gesellschaft und die Situation des Menschen in ihr zu kennzeichnen sein.

DIE EIGENART UNSERER DYNAMISCHEN GESELLSCHAFT

Man pflegt unserer modernen Gesellschaft — je nachdem, worauf man das Augenmerk richten will — verschiedene Bezeichnungen beizulegen. Wenn man von Industrie- oder Wirtschaftsgesellschaft spricht, so zielt diese Bezeichnung häufig auf die Eigendynamik, die das ökonomische Geschehen in der modernen Gesellschaft gewonnen hat, eine Eigendynamik, die die Emanzipation des Ökonomischen von anderen kulturellen und gesellschaftlichen Zielen und Bestrebungen, zumindest teil- und zeitweise seine Vor- oder Alleinherrschaft und damit die Umkehrung des Ökonomischen vom Mittel zum Zweck bedeuten kann. Darauf hat der Marxismus eine eigene Geschichtsbetrachtung aufgebaut, die — wie zweifelhaft auch ihr totalitärer Anspruch sein mag — für die Analyse unserer modernen Gesellschaft ihren heuristischen Wert behalten hat. Diese ständig Veränderung schaffende Wirksamkeit des Ökonomischen ist nämlich heute noch das Grundthema auch der westlichen Wirtschaftssoziologie und Sozial-Ökonomik, soweit deren Forschung nicht dem gegebenen Zustand, sondern den über ihn hinaustreibenden Kräften im Sinne einer Entwicklungsanalyse gilt.

So hat man auch von Fortschritts- oder dynamischer Gesellschaft gesprochen, je nachdem ob man bei seinem analytischen Bemühen von einem humanitären wertenden Optimismus getragen wurde oder ob man sich von jeder einsinnigen Deutung und Wertung distanzieren wollte. In der Bezeichnung „dynamische Gesellschaft“ könnte aber auch eine andere Distanzierung liegen, die Distanzierung von einer einseitig ökonomischen Betrachtungsweise als Hinweis darauf, daß es sich bei der Dynamik, die unsere moderne Gesellschaft in ihren Strukturen und Ordnungen erkennen läßt, um einen viel umfassenderen Prozeß han-

delt, in dem das sogenannte Ökonomische einen fließenden und zum Politischen und Sozialen mehr oder weniger schwer abgrenzbaren Bereich ausmacht.

Suchen wir nun nach allgemeinen, über das Ökonomische hinausgehenden Kennzeichen für die dynamische Gesellschaft, so sind für unser Thema zwei zu nennen: nämlich die Verwissenschaftlichung und die Verspezialisierung unseres modernen Lebens. Beides sind letzte Erscheinungsformen eines uralten Bemühens der Menschen, mit rationalen Mitteln ihre Umwelt in den Griff zu bekommen, sie nach eigenem Wunsch zu gestalten und umzugestalten. Zwischen die Menschen und ihre Umwelt hat sich mit diesen Mitteln ein immer differenzierter werdender Komplex von wissenschaftlichen Vorbedachtheiten geschaltet, die ständig arbeitsteilig gewonnen, angewandt und weiter entwickelt werden wollen. Die Geschichte der rationalen Gestaltung der Umwelt durch die Menschen ist immer wieder mit Träumen durchsetzt gewesen, eines Tages zu einem Endzustand zu gelangen, zu einer Art auch geistigen Schlaraffenlandes, in dem letzte Klarheit über das schlechthin Zweckmäßige erlangt sei, in dem jeder nach seiner Fassung selig werden könne, weil die Umgestaltung der natürlichen und sozialen Umwelt jenen Grad der Endgültigkeit erreicht habe, der eine Angepaßtheit der Umwelt an jede Variante menschlicher Wesensart bedeuten könnte. Ohne damit behaupten zu wollen, daß ein Rückfall in solche intellektualistischen Träumereien heute und in Zukunft nicht mehr möglich sei, glaube ich doch feststellen zu dürfen, daß wir heute wissen: Jenes rationale Bemühen ist eine ewige menschliche Aufgabe, die allenfalls in einer allgemeinen Vernichtungskatastrophe ihr Ende oder bei den möglicherweise Überlebenden dann einen neuen Anfang finden kann. Man darf sogar sagen: Jenes Bemühen ist eine der menschlichen Wesensart immanente Verhaltenskonstante. So kennzeichnet die moderne Anthropologie die Menschen als jene Wesen, die sich ihre Umwelt ständig selbst schaffen.

Selbstverständlich behauptet eine solche Wesensbestimmung nicht, daß die Menschen ihre Umwelt völlig beherrschen. Sie behauptet auch nicht, daß sie nicht ihrerseits von der Umwelt geprägt würden. Gerade die wachsende rationale Beherrschung der natürlichen Umwelt hat die Menschen gezwungen, ein Gemeinschaftsleben zu organisieren, eine soziale Umwelt zu schaffen, die ihre eigenen Gesetze und Zwangsläufigkeiten hat, die ihre eigenen Aufgaben stellt und die — viel mehr als die natürliche Umwelt — den Menschen die rationale Sicht verstellt.

In einer zusammenfassenden Skizze möchte ich die menschliche Situation in unserer heutigen dynamischen Gesellschaft durch sechs Eigentümlichkeiten kennzeichnen:

E r s t e n s : durch die Durchrationalisierung und damit Verwissenschaftlichung mehr oder weniger aller Lebensbereiche;

zweitens: durch die arbeitsteilige Spezialisierung aller Tätigkeiten und durch die Herrschaft mehr oder weniger vorgebildeter Fachleute, deren Macht allzu leicht zur rationalen Ohnmacht wird, wenn sie Urteile und Entscheidungen fällen sollen, die über ihren Fachbereich hinausgehen, und deren Urteilsfähigkeit selbst auf ihrem Fachgebiet fragwürdig wird, wenn ihre eigenen Interessen und Voreingenommenheiten ins rationale Spiel geraten;

drittens: durch die Komplizierung des gesamten zivilisatorischen Lebens infolge der fortschreitenden Arbeitsteilung, die es immer wichtiger aber auch schwieriger werden läßt, daß die Koordination der Teilhandlungen und Teilbereiche funktioniert;

viertens: dadurch, daß der Ordnungszusammenhang für den einzelnen immer unübersichtlicher und undurchsichtiger wird;

fünftens: dadurch, daß dementsprechend das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer anonymen marktmechanischen oder bürokratischen Lenkung beim einzelnen immer größer wird und

sechstens (mit allen Vorhergenannten zusammenhängend): dadurch, daß es immer schwieriger wird, allgemein überzeugende Maßstäbe und Entscheidungen für die Interpretation des Gemeinwohls zu finden, um die Gegensätze zwischen den verschiedenartigen kurz- und langfristigen Interessen von Individuen und Gruppen zu überbrücken. Mitten in diesen Interessenkonflikt hinein gerät nun die Wissenschaft, wenn man von ihr verlangt, daß sie der Praxis diene.

AUFGABE UND FUNKTION DER WISSENSCHAFT

Daß diese Forderung in Politik und Wirtschaft in zunehmendem Umfang gestellt wird, ergibt sich unvermeidbar aus der Aufgabe und Funktion, die der Wissenschaft in unserer dynamischen Gesellschaft zufallen. Einerseits ist die Wissenschaft der Hauptfaktor, der die Dynamik unserer Gesellschaft bewirkt. Andererseits ist auf ihre Hilfe auch die Orientierung über jene Gesetze angewiesen, nach denen die Welt, welche die Wissenschaft selbst hat machen helfen, funktioniert und sich wandelt. Der Politiker und Ökonom kann in der Praxis seine Zielsetzung nur realisieren, wenn er die Sachgesetzlichkeit seiner immer komplizierter werdenden Umwelt kennt und in seiner Mittelwahl voll berücksichtigt. Andernfalls kommt er allzu leicht dahin, daß er bewirkt, was er gar nicht will, daß er Geister ruft, die er nicht wieder los wird, und daß er Kräfte in Bewegung setzt, die sich seiner Beherrschung entziehen, ja ihn eines Tages selbst zu beherrschen beginnen. — Dafür hat die wirtschaftliche und politische Praxis der letzten 15 Jahre uns wieder eine Fülle von Beispielen geliefert. So nimmt es nicht wunder, daß Regierungen und Parteien sich am laufenden Band wissenschaftliche Beiräte zu ständiger Beratung geschaffen haben oder noch schaffen wollen, daß Interessenverbände wissenschaftliche Gutachten und

Gegengutachten anfordern. Aber es wirkt meist mehr verwirrend als klärend, wenn solche Gutachten sich allzu oft widersprechen oder zu widersprechen scheinen. Von den sachlichen oder methodischen Gründen, die solche Widersprüche haben können, wird noch an späterer Stelle zu sprechen sein.

Hier sei zunächst ein anderes Problem behandelt, nämlich das der Kommerzialisierung unserer Wissenschaften. Schon bei der Teilkommerzialisierung unserer Wissenschaften, wie sie heute bei uns festzustellen ist, taucht nicht grundlos der Verdacht auf, daß jeder wissenschaftliche Beweis seinen Kaufpreis habe — was sicherlich nicht der gesellschaftlichen Funktion unserer Wissenschaft dienlich sein dürfte. Gerade wenn man — wie es heute bei uns üblich ist — die Kommerzialisierung und Privatisierung weiter Bereiche unserer Wirtschaftsgesellschaft bejaht, darf man nicht übersehen, daß sich dies mit der Stabilisierung einer freiheitlichen Gesellschaft nur verträgt, wenn gewisse ausgleichende und koordinierende Funktionen von Institutionen und den in und aus ihnen wirkenden Menschen wahrgenommen werden, für die nicht der kommerzialistische Gesichtspunkt der Einkommensmaximierung gilt. (Die total privatisierte und kommerzialisierte arbeitsteilige Wirtschaftsgesellschaft, in der alle auf alle angewiesen sind, ist eine *contradictio in adjecto*, bestenfalls eine Gangstergesellschaft.)

Die heute nicht seltene Erscheinung, daß auch von den Wissenschaftlern selbst ihr Beruf immer weniger als ein Amt denn als ein Job angesehen wird, verträgt sich daher nicht mit der gesellschaftlichen Aufgabe unserer Wissenschaft. Die Wissenschaft, die dieser Aufgabe gerecht werden will, muß von sich sagen können: „Je me fais payée, mais je ne me vends pas!“

Solche Beobachtungen und Überlegungen fördern nicht gerade die Bereitschaft von um ihr Ansehen besorgten Wissenschaftlern, die Praxis zu beraten, wie wenig auch eine solche Reaktion das gesellschaftliche Dilemma vermeidet. So reagierende Wissenschaftler fühlen sich dann leicht in den Kreis jener Kollegen gedrängt, die aus Prinzip oder Prestige zu einer esoterischen Haltung neigen, davon ausgehend, daß der Vogel der Minerva nur in der Abenddämmerung fliege oder zu fliegen habe. Nicht selten verbindet sich diese Haltung mit der deterministischen Auffassung, daß alle Unzulänglichkeiten unserer Welt Ergebnisse einer zwangsläufigen Entwicklung seien und die Wissenschaft nur das sichtbar zu machen habe, was sowieso geschieht und gar nicht zu ändern ist.

Skepsis steht einem Wissenschaftler im Zweifelsfall immer gut zu Gesicht. Aber wenn er der gesellschaftlichen Funktion gerecht werden will, die nun einmal unserer Wissenschaft zukommt, darf er seine eigene Skepsis nicht von der Skepsis ausschließen. Gerade der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler muß sich darüber klar sein, daß er durch sein Bild, das er von der politischen und der sozialökonomischen Welt ent-

wirft, durch die Köpfe der praktisch tätigen Politiker, Ökonomen, Pädagogen und Publizisten hindurch, die sich mittelbar oder unmittelbar an dem von ihm entworfenen Bild orientieren, auf die Wirklichkeit einwirkt, daß es daher gar keine politische Abstinenz für ihn gibt, keinen Rückzug auf die reine Kontemplation und Interpretation, sondern daß er so oder so wirksam ist und damit Verantwortung trägt.

Mindestens die Wissenschaft als Ganzes muß daher dafür Sorge tragen, daß ihre Erkenntnisse der Praxis zugänglich und verständlich gemacht werden. Wenn dies mit einer gewissen Arbeitsteilung innerhalb der Wissenschaft geschieht, so ist dagegen an sich kaum etwas einzuwenden. Diese Arbeitsteilung wird jedoch problematisch, wenn die Leistungen der Methodologie und der reinen, nicht unmittelbar praktisch verwendbaren Theorie höher bewertet werden als alle Bemühungen, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Praxis zu erschließen oder ihre Methoden auf praktische Fragen anzuwenden. Eine solche Hierarchie der Werte, wie sie besonders im deutschen Universitätsleben anzutreffen ist, muß bedenkliche Folgeerscheinungen haben, Erscheinungen, die manchmal geradezu skurrile Formen annehmen können, sei es, daß Wissenschaftler in Rede und Schrift einen Stil sorgfältig pflegen, den die Praxis dann nicht unzutreffend als Wissenschaftschinesisch bezeichnet, oder eine umständliche theoretische Apparatur verwenden, die in keinem Verhältnis zu Thema und Ergebnis der wissenschaftlichen Abhandlung steht.

Besonders groteske Beispiele lassen sich gelegentlich unter Habilitationsschriften finden, deren Verfasser verständlicherweise bemüht sind, auf keinen Fall gegen die vermeintlich guten Sitten ihres künftigen Wirkungskreises zu verstoßen. So mancher Habilitand, selbst wenn er sich als Assistent noch prägnant und allgemeinverständlich auszudrücken wußte, fängt plötzlich an, einen umschweifigen, mit Fach- und Fremdwörtern übermäßig gespickten Stil zu schreiben und immer wieder nicht unbedingt erforderliche methodologische Erörterungen vor- und einzuschalten.

Soweit es sich dabei um interimistische Pubertätserscheinungen junger Wissenschaftler handelt, kann man darüber lächeln. Der dahinter stehende Snobismus einer l'art-pour-l'art-Wissenschaft ist dagegen sehr viel bedenklicher. Er ist nämlich einer der entscheidenden Gründe dafür, weshalb die Ausbildung für die Praxis an unseren Universitäten zu kurz kommt, weshalb unsere Studenten es nicht hinreichend lernen, ihre theoretischen Kenntnisse auf konkrete praktische Fragen anzuwenden und weshalb sie auch später nach Verlassen der Universität sich nur sehr selten um eine wissenschaftliche Fortbildung bemühen. Dieser Snobismus ist außerdem ein nicht gerade nebensächlicher Grund dafür, weshalb die pädagogische Aufgabe an unseren Universitäten — trotz des Prinzips der Verbindung von Forschung und Lehre — wenn nicht quantitativ, so doch qualitativ eine zweitrangige Rolle

spielt. Er ist also in vielfacher Hinsicht ein Faktor, der einer fruchtbaren Wechselbeziehung zwischen Theorie und Praxis hinderlich im Wege steht.

MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DER WISSENSCHAFT

Eine solche Philippika mag den Praktikern angenehm in den Ohren klingen und ihrem Unbehagen an der Wissenschaft entsprechen. Ob ihre Bedenken gegen das „Überflüssige“ und „Unverständliche“ in der Wissenschaft immer zu Recht bestehen, ist allerdings eine andere Frage. Und damit komme ich zu den Möglichkeiten und Grenzen unserer Wissenschaft. — Was der Praktiker gerne mit dem Wort „graue Theorie“ abtut, ist nämlich nicht ohne weiteres etwas Überflüssiges oder eine Art Glasperlenspiel der Wissenschaftler unter sich. Es ist vielmehr meist das unvermeidliche Instrumentarium, um die Wirklichkeit in den Griff zu bekommen. Besonders, wenn es sich um makropolitische und makroökonomische Zusammenhänge handelt, bedarf es theoretischer Modelle und Hypothesen, bedarf es einer Art Fernrohrs, um jene Zusammenhänge erkennen und Möglichkeiten einer Einwirkung auf sie ausmachen zu können. Der sogenannte gesunde Menschenverstand des Praktikers, der allein aus der mangelhaft reflektierten Primärerfahrung des täglichen Lebens urteilt, geht allzu leicht an der Wirklichkeit vorbei, sei es, daß der Praktiker in seiner Umwelt nur wahrnimmt, was seinen persönlichen Wünschen entspricht, sei es, daß er voreilig davon ausgeht, daß es in den anderen Teilbereichen des sozialen Makrokosmos genauso aussieht wie in seinem eigenen, sei es, daß er eben wegen des Fehlens eines zureichenden „Fernrohrs“ aus und an seiner Teilwelt vergeblich versucht, die „makrokosmischen“ Abläufe und ihre Regeln zu erkennen.

Er merkt im übrigen gar nicht, daß auch er mit seinen Urteilen und Verallgemeinerungen unbewußt mit Hypothesen und Modellen arbeitet, daß diese Instrumente aber höchst fragwürdig sind, eben weil sie unbewußt und unsystematisch gewonnen wurden und weil er das, was er mit ihrer Hilfe zu erkennen glaubt, für die ein für allemal ausgemachte Wirklichkeit nimmt, und nicht als etwas, was der ständig erneuten Überprüfung bedarf — daß er selbst also Theorien handhabt, die vielleicht weniger grau, d. h. weniger abstrakt als die wissenschaftlichen sind, auf jeden Fall aber nicht geeignet, der Wahrheit näher zu kommen.

Damit ist jedoch der Vorwurf noch nicht entkräftet, daß die wissenschaftliche Theorie zu einem Glasperlenspiel entarten und die Anwendung ihrer Modelle zu unzutreffenden Analysen und Prognosen des realen Geschehens führen kann.

Es übersteigt die geistige Kapazität des Menschen, die Wirklichkeit in ihrer verwirrenden Fülle von Bedingungen und von sich vielfältig verknüpfenden Kausal-

ketten zu erfassen. Theoretische Modelle haben daher die Aufgabe, die Wirklichkeit zu vereinfachen, indem sie diese auf die relevanten Fakten reduzieren, um dann mit der *ceteris paribus*-Methode die entscheidenden Zusammenhänge klarzulegen. In solchen theoretischen Zusammenhängen ist Klarheit und Eindeutigkeit möglich. Demgegenüber ist — wie mein verehrter Lehrer Eduard Heimann in einer Diskussion es einmal mit einem Stoßseufzer zum Ausdruck brachte — „die Wirklichkeit immer so verdammt unklar!“ Es ist daher nur allzu verständlich, daß der Eindeutigkeit und Klarheit über alles schätzende Wissenschaftler eine seiner Mentalität entsprechende Neigung verspürt, in theoretischen Erörterungen zu verharren und sich nicht auf das dornige Gelände realitätsbezogener Annahmen zu begeben.

Außerdem ist es eine Frage der persönlichen Veranlagung. Es ist etwas ganz anderes, ob man modelltheoretische Ableitungen macht, ohne daß daraus konkrete Empfehlungen oder praktisch brauchbare Erklärungen folgen müssen, oder ob es sich um die Anwendung der Theorie auf eine Ziel-Maßnahmen-Analyse und Prognose handelt, die auf eine reale Situation bezogen sind. Im zweiten Falle genügt es nicht, sein theoretisches Handwerkszeug zu beherrschen. Fast noch wichtiger ist dann ein hoher Grad von Realitätsbewußtsein, d. h. von Erfahrungen und intuitivem Fingerspitzengefühl für relevante Fakten und Tendenzen. Solche Erfahrung ist nicht identisch mit der schon erwähnten Primärerfahrung des Praktikers. Vielmehr muß sie sich vor allem auf die makroökonomischen und -sozialen Abläufe, Strukturen und Wandlungstendenzen beziehen, auf ihre Ursachen und Wechselwirkungen.

Nur ein so gewonnenes Realitätsbewußtsein setzt den Wissenschaftler in den Stand, das für sein konkretes Thema geeignete Modell zu zimmern, d. h. die für die jeweilige Frage relevanten kausalen und funktionalen Zusammenhänge ausfindig zu machen und zu isolieren und, wenn keine eindeutigen empirischen Daten vorliegen, die entscheidenden Fakten einigermaßen richtig einzuschätzen. Dabei riskiert man immer etwas, und das ist verständlicherweise nicht jedermanns Sache.

Damit sind wir bereits bei der Frage, warum Urteile und Gutachten von Wissenschaftlern, selbst wenn sie in sich schlüssig sind, im Ergebnis weit voneinander abweichen können. Das kann eben daran liegen, daß die einzelnen Analytiker verschieden begrenzte Wirkungszusammenhänge in ihre Betrachtung einbezogen haben oder daß sie die einzelnen Faktoren im Hinblick auf Richtung und Stärke ihrer Wirkung unterschiedlich bewertet haben.

Dem Praktiker bleibt es häufig unverständlich, weshalb die verschiedenen wissenschaftlichen Stellungnahmen zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. Dies wird nicht selten daran liegen, daß er mit seinem dreidimensionalen gesunden Menschenverstand jene

vierdimensionale makroökonomische Realität gar nicht versteht, welche der Wissenschaftler untersucht; vielleicht ebenso häufig wird der Grund jedoch darin zu suchen sein, daß der Wissenschaftler es nicht für nötig gehalten hat, genügend, auch dem Praktiker verständliche, Angaben darüber zu machen, unter welchen Prämissen sein Ergebnis gilt und wie es mit der Realitätsnähe dieser Prämissen bestellt ist. Auch dieser Mangel wissenschaftlicher Stellungnahmen ist nicht selten auf jenen von mir kritisierten wissenschaftlichen Snobismus zurückzuführen. Man schreibt eben für den wissenschaftlichen Fachmann, und dieser wird schon wissen, welche stillschweigenden Voraussetzungen gemacht worden sind. Der Laie versteht es ja doch nicht und soll es am besten auch gar nicht verstehen. Oder — was noch schlimmer ist — man ist seinen Auftraggebern zu sehr verbunden oder in seinen eigenen Voreingenommenheiten zu sehr befangen. Dann liegt es nahe, daß man die fragwürdigen Prämissen und die zweckvoll einseitige Auswahl der Wirkungszusammenhänge gar nicht ins Bewußtsein treten läßt. So wie auch ein Zauberkünstler gar nicht auf die Idee käme, dem erstaunten Publikum den doppelten Boden in seinem Zauberhut sichtbar zu machen und zu zeigen, daß er das, was er aus dem Hut herausholt, vorher hineingetan hat.

Soweit so etwas bei Wissenschaftlern geschieht, geschieht es höchstwahrscheinlich häufiger unbewußt als bewußt. Denn in der Regel verlangt es die Selbstachtung des Wissenschaftlers, daß er auch dann der Wahrheit zu dienen glaubt, wenn er das gewünschte Gutachten anfertigt oder in einer Abhandlung seine persönlichen Voreingenommenheiten vor sich selbst rationalisiert.

Im übrigen ist es natürlich nicht so, daß allein die Tatsache, daß persönliche Interessen oder Emotionalitäten mit im Spiele sind, allein schon etwas über den Wahrheitsgehalt einer wissenschaftlichen Analyse aussagt. Liebe und Haß machen nicht immer blind, sie schärfen auch häufig den Blick; und die großen Visionen, die als fruchtbare Hypothesen die Wissenschaften vorangebracht haben, wären ohne emotionalen Antrieb kaum entstanden. Auch bietet der Stil, in dem eine Abhandlung vorgetragen wird, noch keinen Anhaltspunkt für ihre wissenschaftliche Solidität. Hinter einer trockenen und verklauert vorgetragenen Ableitung lassen sich fragwürdige Annahmen und aus zu engbrüstigen Modellen entstehende Halbwahrheiten viel besser verbergen als in einer mit Passion geführten Argumentation, die keinen Zweifel darüber läßt, wem das Herz des Beweisführenden gehört.

Auch der Wissenschaftler ist nur ein Mensch. Das sollte man nicht vergessen, und vor allem sollte er es selbst nie vergessen! — So gilt auch für ihn, was ich vorhin dem Praktiker vorgeworfen habe, daß er in der Gefahr steht, nur das wahrzunehmen, was er sehen möchte. (Wenn auch seine Motive ganz andere sein werden, evtl. daß es ihm einfach schwerfällt, einen

Irrtum zuzugeben.) Jedoch der Wissenschaftler hat einen Eid geschworen. Sein „Eid des Hippokrates“ lautet: „der Wahrheit zu dienen“. So ist er mehr als der Praktiker verpflichtet, sich seiner Wünsche und Voreingenommenheiten bewußt zu werden, sich von ihnen zu distanzieren und sich in der Distanzierung zu üben. Denn auch so etwas will geübt sein.

Dies ist keine Selbstverständlichkeit, und es ist erstaunlich, mit welchem Optimismus in unserer Wissenschaft diese Forderung zuweilen einfach beiseite geschoben wird. Ich entsinne mich, wie ein von mir sehr geschätzter junger Soziologe, dessen wissenschaftliche Qualitäten unumstritten sind, mir einmal sagte, subjektive Voreingenommenheiten könnten die Leistungen unserer Wissenschaft kaum beeinträchtigen; denn die Subjektivismen des einen würden schon durch die Kritik der andern kompensiert werden. — Mir scheint dies eine besondere Art von voreiliger Harmoniegläubigkeit zu sein! — Dieser Standpunkt mag für die theoretische Wissenschaft unter langfristigen Aspekten halbwegs vertretbar sein. Aber: in the long run we are all dead! Deshalb dürfte diese Auffassung für die auf die gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme angewandte Wissenschaft eine große Gefahr darstellen.

Es geht ja hier nicht nur darum, die einseitigen Aspekte zu vervollständigen, die aus den privaten und sozialen Teilwelten der Praktiker stammen. Besondere Zeiterlebnisse pflegen vor allem im politischen und wirtschaftlichen Bereich zu vorherrschenden Grundstimmungen zu führen, denen sich auch der Wissenschaftler nicht ohne weiteres entziehen kann. Ich habe des öfteren in anderem Zusammenhang die These vertreten, daß diese sich abwechselnden zeitbedingten Stimmungsschwankungen in den letzten hundert Jahren die Rationalität unserer Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik erheblich behindert haben. Wenn wir aus einer solchen Beobachtung nicht voreilig ein Gesetz ableiten wollen, dem wir Menschen ein für allemal unterworfen sind, sondern wenn dies eine Erfahrung sein soll, aus der wir lernen können, so wird unsere Wissenschaft die besondere Funktion erhalten müssen, zeitkritisch solchen einseitigen Grundstimmungen entgegenzutreten, damit u. a. über die Bewältigung der Vergangenheit die Bewältigung der Gegenwart nicht vergessen wird. Das erfordert aber, daß jeder einzelne Wissenschaftler in die Pflicht genommen wird, Distanz zu seiner Zeit und zu seiner ganz persönlichen emotionalen Eingefangenheit in ihr zu gewinnen. Gerade weil ein realitätsbewußter Wissenschaftler sich nicht für eine freischwebende Intelligenz halten darf, sollte er sie als anzustrebendes, wenn auch nie erreichbares Leitbild anerkennen.

Das alles heißt, daß Wissenschaft nicht nur eine Frage des Intellekts, sondern ebenso sehr eine Charakterfrage, eine Frage des Umgangs mit sich selbst ist, oder doch sein sollte. — Auf jeden Fall dort, wo die praktische Forschung sich nicht auf ein Rechenexem-

pel reduzieren läßt, wo die Auswahl der relevanten Faktoren und ihre qualitativ realistische Einschätzung auf die persönliche Intuition und Erfahrung des Wissenschaftlers angewiesen ist, dort ist die Gefahr, daß sich Vorurteile der verschiedensten Herkunft einschleichen, unvermeidlich. Ja, schon bei der Entstehung von Erfahrung können Vorurteile eine peinliche Rolle spielen. Sie können wie ein Sieb wirken, das nur einseitige Erfahrung gestattet. Deshalb muß die Erziehung zur Selbstkritik schon am Anfang und nicht erst am Ende wissenschaftlicher Ausbildung stehen.

Gerade in diesem Punkte scheint mir bei uns noch vieles im argen zu liegen. Und es ist nicht erstaunlich, wenn aus der mangelhaften Distanz zu sich selbst und zu seinem Tun gerade besonders tüchtige und erfolgreich tätige Theoretiker allmählich die Daten ihrer theoretischen Modelle für die Wirklichkeit nehmen, d. h. die Wirklichkeit nur noch durch das Sieb ihrer Theorie betrachten und dann das, was sie dabei erkennen können, für die ganze Wirklichkeit halten. Nur aus einem so entstandenen mangelhaften Realitätsbewußtsein werden die vielen Halbwahrheiten und höchst unzulänglichen, ja gefährlichen Ratschläge erklärbar, die in den letzten 20 Jahren selbst von wissenschaftlich qualifizierten Theoretikern der neoliberalen Schule ausgesprochen worden sind, und natürlich nicht nur von ihnen. — Modelle treten an die Stelle der Realitäten, und finden sie einen Widerhall im Wunschdenken ihrer Zeit, so wachsen aus ihnen magische Zauberformeln und Patentlösungen. Es entsteht wieder die Fata morgana jenes geistigen Schlaraffenlandes, von dem ich vorhin gesprochen habe. Den Wissenschaftler, der von solcher Euphorie nicht völlig verblendet ist, der aber weiß, wie schwer es ist, sich von solchen Anwendungen völlig freizuhalten, wird kein Wunsch stärker bewegen als jener Faustens:

„Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“

Und er wird auch in unserer Zeit noch wie Faust resignierend feststellen müssen:

„Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
daß niemand weiß, wie man ihn meiden soll.“

Die Gefahr, daß sich solche irrationalen magischen Elemente vielleicht in zunehmendem Maße nicht nur in die Urteilsbildung und Entscheidung politischer und ökonomischer Praxis, sondern auch in unserer Wissenschaft wieder einschleichen, scheint mir nun durch einen Wesenszug unserer dynamischen Gesellschaft verstärkt zu werden, der auf den ersten Blick als entscheidendes Phänomen des Rationalisierungsprozesses selbst ganz und gar nichts mit magischem Wunschdenken und Irrationalismus zu tun hat. Ich meine den unaufhaltsam fortschreitenden Spezialisierungsprozeß, der auch vor unserer Wissenschaft nicht haltgemacht hat.

In der klassischen Epoche ihrer Entfaltung, in der Zeit, die von Namen wie Karl Marx, Lorenz von Stein und Alexis de Tocqueville einerseits, Max Weber und Werner Sombart andererseits eingegrenzt wird, stellte unsere Wissenschaft noch eine Einheit dar. Je deutlicher aber die Praxis zeigte, daß die Lösung des Koordinationsproblems nicht bestimmten Wirtschafts- oder Geschichtsmechanismen überlassen bleiben kann, sondern nur durch bewußte politische Entscheidungen und Aktionen zu bewältigen ist, desto schwerer wurde es, bei wachsender wissenschaftlicher Spezialisierung dafür Hilfe von unserer Wissenschaft zu erhalten.

Heute versteht in der Regel der Hochschulsoziologe zu wenig von den in der Wirtschaft wirksamen Ablaufs- und Wandlungsprozessen, und sein wirtschaftswissenschaftlicher Kollege zieht seinen Fachbereich immer enger und schließt das aus, was für Max Weber selbstverständlicherweise noch zur Sozialökonomie dazugehörte: die Wirkungen des Ökonomischen auf die außerökonomischen Bereiche und die Wirkungen außerökonomischer Faktoren auf die ökonomischen Vorgänge. Ja, vor einigen Jahren hat ein bekannter deutscher Soziologe keinerlei Hemmungen gezeigt, diese Entwicklung ausdrücklich zu begrüßen.

Was aber sind die Folgen dieser Entwicklung für die wirtschaftliche und politische Praxis? — Praktische Fragen sind unter dem Aspekt wissenschaftlicher Spezialisierung meist recht komplexer Natur, denn der Spezialisierungsprozeß verläuft in Wissenschaft und Praxis nicht ohne weiteres gleichartig. So muß die Praxis immer häufiger eine Vielfalt wissenschaftlicher Experten heranziehen, die voneinander immer weniger wissen und wissenschaftlich korrekt nur über einen immer engeren Teilbereich, für den sie sich zuständig fühlen, etwas auszusagen vermögen. Ob und wie die einzelnen Teilratschläge zueinander passen oder ob sie sich gar widersprechen, diese meist schwierigste Aufgabe muß dann der Praktiker selbst lösen. Aber wird er nicht gerade dadurch überfordert? Müssen nicht gerade hier die rationalen Lücken entstehen, in denen ideologische Wucherungen das ganze rationale Bemühen ad absurdum führen?

Nun ist der Spezialisierungsprozeß sicherlich nicht ohne weiteres aufzuhalten. Aber wenn nicht der gesamte Rationalisierungsprozeß der Menschheit über eine babylonische Sprachverwirrung der Experten in einem irrationalen Chaos versanden soll, muß man rechtzeitig versuchen, solchen Folgen durch einen Reintegrationsprozeß vorzubeugen. Solche Versuche bestehen bereits in Gestalt wissenschaftlicher Teamarbeit. Aber mir scheint, daß solche Teamarbeit bei uns in Deutschland noch nicht besonders gut funktioniert, u. a. deswegen, weil nicht genügend beachtet wird, daß auch teamwork eine Integration nur zustande bringt, wenn der einzelne Fachmann einiges von den Disziplinen seiner Mitarbeiter versteht oder verstehen lernt.

Teamwork kann daher die Reintegrationsaufgaben nur lösen, wenn stärker als bisher neben den sich spezialisierenden Fachkollegen Wissenschaftler treten, die sich mit den Grenzgebieten ihrer Disziplin beschäftigen, sich gewissermaßen auf „wissenschaftliche Reintegration“ spezialisieren. Wer dazu bereit ist, gerät heute aber in die Gefahr, als Generaldilettant wissenschaftlich abgewertet zu werden. So werden junge Wissenschaftler, die etwas werden wollen, zunächst davon abgeschreckt. Und selbst eine neue wissenschaftliche Sparte, wie die Wissenschaft von der Politik, der die Aufgabe der Zusammenschau geradezu auf den Leib geschrieben ist, scheint dementsprechend zur Zeit noch mehr zur Differenzierung als zur Integrierung zu neigen.

Daß hier ein weiterer Grund liegt, warum die Berufsausbildung auf unseren Hochschulen nicht zufriedenstellend funktioniert, bedarf eigentlich keiner näheren Begründung. Der Student wird genauso wie der Praktiker heute überfordert, wenn man von ihm verlangt, daß er selbst aus den einzelnen Disziplinen und Teildisziplinen mosaiksteinchenhaft sich ein Gesamtbild zusammensetzt, wozu die Wissenschaftler selbst nicht mehr bereit sind.

SOZIALPRESTIGE UND LEGENDE DER WISSENSCHAFT

Das hier von mir entworfene Bild ist kein eben freundliches, aber es ist, fürchte ich, ein realistisches; deshalb sollten wir uns nicht von ihm abwenden, sondern es als eine dringliche Aufgabe ansehen, es weiter zu differenzieren, als es in einer Antrittsvorlesung möglich ist, damit das Erforderliche geschehen kann. Wenn wir in unserer dynamischen Gesellschaft, in der unsere Abhängigkeiten voneinander immer größer werden, möglichst viel Freiheit für den einzelnen erhalten wollen, so ist das nur in dem Maße möglich, in dem jeder einzelne sich um das Wesen dieser Abhängigkeit zu kümmern bereit und in der Lage ist. Wenn wir unsere Ängste vor den „kollektiven Mächten“ abbauen wollen, so geht das nur, sofern wir die „Anonymitäten“ abbauen, d. h. das soziale und wirtschaftliche Geschehen so transparent wie möglich machen. Das verlangt einen hohen Einsatz unserer Wissenschaft für praktische, wirtschaftliche und politische Aufgaben. Es verlangt aber auch Klarheit darüber, was die Wissenschaft leisten kann und wo ihre Leistungsgrenzen liegen.

Man könnte vielleicht der Ansicht sein, daß sich meine Kritik zu einseitig gegen die Wissenschaft gerichtet hat und die Praxis dabei ein wenig zu kurz gekommen ist. Ich bitte jedoch folgendes zu bedenken: Die erforderlichen Wandlungen im Verhältnis zwischen Theorie und Praxis können nur auf Initiative der Wissenschaft Platz greifen. Es kann nur die Aufgabe der Wissenschaft, nicht die der Praxis sein, diese Situation zu

erhellen. Es kommt deshalb zunächst auf eine zu reichende konstruktive Selbstkritik der Wissenschaft an.

Dies stellt mehr menschliche als intellektuelle Ansprüche an die Wissenschaft; denn es verlangt manchen Verzicht auf liebgewordene, aber unrealistische Selbsterhöhung. Es bleibt kein Platz mehr weder für wissenschaftliche Esoterik noch für quasi-wissenschaftliche Spiegelfechtereien. Die Wissenschaft kann ihre Aufgabe nicht erfüllen, wo sie zum Religionsersatz geworden ist; denn von dort zur Scharlatanerie ist nur ein kurzer Schritt. Die Wissenschaft kann niemals Inhaberin der Wahrheit, sondern nur deren Hüterin in dem Sinne sein, daß sie zur Wahrhaftigkeit und zur geistigen Bescheidenheit zwingt. Wir Wissenschaftler haben deshalb selbst dafür zu sorgen, daß keine falsche Legendenbildung über unsere Wissenschaft entsteht, auch wenn dies nur auf Kosten unseres Sozialprestiges möglich sein sollte.

Die intellektuelle Existenz des Wissenschaftlers beruht auf der bewußten Distanzierung zu seiner Umwelt und zu sich selbst. Wem eine solche Gebrochen-

heit zu großes Unbehagen bereitet, sollte nicht Wissenschaftler sein wollen. Nur, wenn wir uns dieses Wesens unserer intellektuellen Existenz ständig bewußt bleiben und es der Praxis, die wir beraten, immer wieder klarzumachen verstehen, können wir für den rational handelnden Praktiker Hilfe und bis zu einem gewissen Grade auch Vorbild werden. Denn etwas von jener Gebrochenheit muß auch der Praktiker auf sich zu nehmen bereit sein, wenn er bewußt und mit dauerhaftem Erfolg unsere moderne Welt gestalten will.

Für den Wissenschaftler und den Praktiker unserer Zeit gilt, wenn auch mit unterschiedlichem Akzent, das bekannte Wort von Lessing, das man nicht nur Abiturienten mit auf den Weg geben sollte:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht.“

VERÖFFENTLICHUNGEN DES HAMBURGISCHEN WELT-WIRTSCHAFTS-ARCHIVS

Neuerscheinung

Gottfried Haberler

GELD IN DER INTERNATIONALEN WIRTSCHAFT

Eine Studie über Zahlungsbilanzausgleich, internationale Liquidität und Wechselkurse

Die vorliegende Veröffentlichung ist mehr als nur ein Diskussionsbeitrag zu aktuellen Fragen der internationalen Währungspolitik. Ausgehend von den Funktionen des internationalen Geldmechanismus untersucht Haberler die Ursachen für das außenwirtschaftliche Ungleichgewicht und geht auf die Möglichkeiten der Zahlungsbilanzpolitik ein. In den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt Haberler das zur Zeit heftig diskutierte System der flexiblen Wechselkurse sowie die Probleme der internationalen Liquidität. Auch bezieht er bereits die französischen Vorschläge zur Wiedereinführung des Goldstandards ein. Durch die besondere Aktualität der Untersuchung empfiehlt sich diese leicht faßlich geschriebene Veröffentlichung sowohl den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften als auch allen Wirtschaftspraktikern und Politikern.

56 Seiten, brosch. DM 9,80

VERLAG WELTARCHIV GMBH · 2 HAMBURG 20 · EPPENDORFER LANDSTRASSE 106